

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Anekdoten von Friedrich dem 2ten

[urn:nbn:de:bsz:31-342913](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-342913)

Anekdoten von Friedrich dem 2ten.

Friedrich hatte ganz das weiche Herz, alle die kleinen freundlichen Neigungen, die die sanfteste Seele bezeichnen. Unter diesen letztern gehört seine Neigung zu den gutmüthigen, treuen Geschöpfen, den Hunden, denen er besonders zugethan war. In seinem Cabinet lagen immer eine Menge kleiner lederner Bälle, womit er diese treuen Gefährten spielen ließ. Wenn sie krank waren, ließ er sie sorgfältig verpflegen. Einer von diesen seinen vierfüßigen Günstlingen begleitete ihn überall in seinen ersten Feldzügen. Bei einer Gelegenheit, wo er sich allein zu weit gewagt hatte, und plötzlich ganz wider Vermuthen auf einen Trupp Panduren sties, war er genöthigt, sich in einen Graben unter eine Brücke zu stellen, wo er vor jedermann verborgen war, nur daß er nichts anders vermuthen konnte, als daß sein kleines Windspiel Biche ihn bei dem Geräusch der Pferde, die über die Brücke trabten, durch Bellen verrathen würde. Biche drängte sich aber, als kenne sie die Lage ihres Herrn, ganz dicht an ihn, und gab keinen Laut von sich. Der König begegnete bald hierauf dem General-Lieutenant von Rothenburg, dem er lachend die Biche als seine treueste Freundin vorstellte. Nachher gerieth das Hündchen in der Schlacht bei Soor mit des Königs Gepäcke in die Hände der Oesterreicher. Die Generalin Nadasski

nahm es zu sich, und mußte verschiedne male darum
 ersucht werden, ehe sie sich entschliessen konnte, es
 wieder herauszugeben. Der König saß eben und
 schrieb, als Biche wieder kam: Rothenburg ließ
 sie leise, ohne daß es der König bemerkte, in die
 Thür hinein, und mit einem male stand sie auf dem
 Tische vor dem König und legte die Vorderpfötchen
 um seinen Hals. Der König freute sich so sehr, daß
 ihm die Thränen in die Augen traten. Biche hat
 ein kleines Denkmal in Sanssouci bekommen, und
 ihre kleine Nachkommenschaft hat der König bis an
 sein Ende um sich behalten.

Ein angesehenr Geistlicher hat den König um ein
 Stück Land, um Kolonisten unter seiner Aufsicht
 darauf anzusetzen. Der Monarch schrieb folgendes
 unter seine Bittschrift:

Paulus machte Christen
 Aber keine Kolonisten.

Der König hatte im 7-jährigen Kriege sein Haupt-
 quartier in Leipzig. Es ist bekannt, wie wenig er
 auf seine Garderobe, besonders im Felde verwendete.
 Nun aber konnt er nicht umhin, sich eine neue Uni-
 form machen zu lassen. Er lies einen Schneider
 rufen, der aber den Monarchen durch sein langes
 Aussenbleiben ungedultig machte. Endlich kam er

in einem schönen mit 2 Pferden bespannten Wagen, einen Bedienten oder Gefellen hinten auf, vor das Königs Quartier angefahren. Der Schneidermeister stieg aus, und wurde in das Königs Zimmer geführt. Er erschien vor dem Monarchen in einem schwarz sammetnen Kleide, weissen seidnen Strümpfen, kostbaren Steinschnallen, Uhr und Ringen, und einem Degen an der Seite. Der König liess ihn stehen, und that nicht als wenn er ihn bemerkte. Dem Schneider war zuletzt die Zeit lang, endlich wagt er es, den König zu fragen: „was Se. Maj. zu befehlen habe, er sei der Schneidermeister, der das höchste Glück erlangen sollte, Allerhöchstdenen- selben eine Uniform zu machen.“ So, antwortete der König, ist er der Schneider? Ich habe weiter nichts zu befehlen; ich wollte ihm nur sagen, daß er wieder nach Haus fahren, und den Spruch lesen soll: Daniel am 1ten, Vers 8. — Der Schneider stuzte, machte seinen Bülling, warf sich in seinen Wagen, und als er zu Haus war, schlug er sogleich den angezeigten Spruch auf. Aber wie war ihm zu Muth, als er las: Und der Ziegenbock war sehr groß. Und da er auf das stärkste worden war, zerbrach das grosse Horn, und wuchsen an dessen Statt ansehnliche vier, gegen die vier Winde des Himmels.

König Friedrich stellte einen seiner Bedienten, der sich dem Trunk sehr ergeben hatte, damit auf die

Probe, daß er ihn ganz grade auf einer Diele in dem Zimmer gehen ließ; dies konnte er aber fast nie. Der König ließ ihn dann immer aus einer andern Thür des Gemachs heraus, damit er nicht von den übrigen Bedienten ausgelacht würde; weil er ein alter Mann war, und befahl ihm auszuschlafen. Der gütige Monarch kleidete sich hierauf ganz allein aus.

Ein gewisses Fräulein von Zoherdorf, eine sehr muntere und lebhafte Schönheit, bat bei einem Re-lais den König um eine Stelle in einem Kloster. Der Monarch, dem die Munterkeit und Freimüthigkeit des Fräuleins gefiel, antwortete: „Mein Kind, sie schickt sich zu keiner Nonne, sondern sie muß einen Mann nehmen.“ Das Fräulein versetzte: Ich bin ein armes Mädchen, niemand fragt nach mir, weil ich keinen Brautsegen mitbringen kann. — „O! was das betrifft, antwortete der König, dafür werde ich sorgen; er fragte gleich den bei dem Wagen haltenden Landrath, ob er schon verheirathet wäre? Auf die Antwort, ja, wiederholte der König dem Fräulein das Versprechen; die gerühet und sehr vergnügt von dem Wagen des Königs zurück trat. Bald darauf erhielt dieses Fräulein mittelst eines sehr gnädigen Schreibens 1000 Rthlr. mit der Versicherung, daß, wenn sie einen Bräutigam haben würde, ein wichtigeres Geschenk folgen sollte.

Es fehlte einst in der Domkirche zu Berlin an Gesangbüchern für den Hofstaat, und auch an Holz, die Königl. Loge zu heizen. Der damalige Küster, ein alter dreister Mann, schrieb folgendergestalt an den König:

Allergroßmächtigster König!

Ev. Königl. Majestät thu berichten 1) daß es an Gesangbüchern für die Königl. Familie fehlt. Ev. Königl. Majestät thu berichten 2) daß es an Holz fehlt, um die Königl. Loge ordentlich heizen zu können. Ev. Königl. Majestät thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.

Schmidt, Küster an der Domkirche.
Der König, der über dies sonderbare Schreiben wohl herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigener Hand folgende Antwort darunter:

Ev. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten 1) daß wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ev. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten 2) daß wer sich will heizen lassen, sein Holz sich selbst besorge. Ev. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu endlich nochstens berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.

Friedrich.

7.

Als der Feldprobst Aletschke darum anhielt, die Feldprediger selbst einsetzen zu dürfen, und mit vielen Gründen bewies, daß dies besser und schicklicher sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten; schrieb der König unter die Bittschrift nur folgende Worte: Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

8.

Als Friedrich noch zuweilen die Redouten besuchte, erschien auf einer derselben unerkannt ein Offizier von der Garde. Der König fragte die Maske nach ihren wahren Namen, die ihn unverhohlen sagte, aber mit dem Beisatz: „ein Hundsfott, der es wieder sagt.“ Nun erst erkannte der Offizier seinen Herrn, und befürchtete schlimme Folgen. Er entfernte sich sogleich und ritt eilhaft nach Potsdam. Der König schickte sogleich einen Jäger an den Obersten der Garde dahin ab, mit dem Befehl, eine genaue Untersuchung anzustellen, ob die Gardesoffiziers alle anwesend wären. Es geschah, und der Kommandeur fand sie alle zu Potsdam. Als der König selbst wieder dahin kam und auf der Parade erschien, schlug dem Offizier gewaltig das Herz, als der Monarch auf ihn zuging und ihn auf die Seite zog. Er ist Hauptmann, sagte ihm der König ins Ohr, aber ein Hundsfott, der es wieder sagt. Jeder wollte nun wissen, was der König heimlich mit ihm gesprochen hätte, aber er blieb verschwiegen. Nachdem der Offizier ein ganzes Jahr das tiefste

Stillschweigen beobachtet hatte, ließ ihn der König rufen, überreichte ihm nur selbst das Capitainspatent und fügte demselben noch ein Geschenk von 1000 Thlr. für seine Verschwiegenheit bei.

Wahre Herzhaftigkeit besteht ohne Zweifel darin, in der Crisis der schrecklichsten Gefahr eben so zu handeln, als man zur Zeit der größten Ruhe gethan haben würde. So dachte Friedrich der Große. Nach einer gelieferten sehr hitzigen Schlacht, frug er seine Offiziers, wer nach ihrer Meinung die größte Unerschrockenheit an diesem grossen Tage gezeigt hätte, Ew. Majestät, war die allgemeine Antwort, (wie er wohl erwarten konnte). Sie trenn sich, sagte der König; es ist ein Pfeiffer, bei dem ich während dem Treffen wohl 20mal vorbeigeritten bin, und der vom Anfange des Feuers bis zu Ende nie aufgehört hat, in sein Turlututu zu blasen.

Der Sieg bei Mollwitz wurde dem Könige lange freitig gemacht, und im Anfange mußten seine Truppen den Oesterreichischen weichen. Er glaubte die Schlacht verloren, und hatte sich schon bis nach Oppeln geflüchtet. Ein österreicher Husar verfolgt ihn, und war ihm schon ganz nahe, als der König, der auch in den gefährlichsten Augenblicken die Besonnenheit nie verlor, auf einmal sein Pferd umwendet, und den Husaren kommen läßt. Es

nich, Zufar, sagt er zu ihm, ich werd an dich denken. Der Husar, der den König nach einigen von ihm gesehenen Bildnissen erkannte, ward so sehr von Ehrfurcht und Bewunderung eingenommen, daß er seinen Säbel fallen läßt, und antwortet: Top, nach dem Kriege! Auf's Wiedersehn, sagte der König, und ritt weiter. Dieser Husar war nach der Zeit Generallieutenant in preussischen Diensten, Chef eines Husarenregiments und Ritter des grossen Ordens. Sein Name war Paul Werner.

In der Schlacht bei Torgau kommandirte der König den linken Flügel der Armee, und unternahm den ersten Angriff auf die österreichische Stellung, wo der General Zieten sich erst gegen Abend der Siptziger Höhen bemächtigte, welches dann die Schlacht zum Vortheil der preussischen Armee entschiede. Da es die Nacht nach dieser Schlacht sehr kalt war, so hatten die Truppen Wachfeuer gemacht. Gegen Morgen kam der König längst der Front der Armee herausgeritten, und da er beim Regiment Garde angekommen war, stieg er vom Pferde, und stellte sich ebenfalls aus Feuer, von seinen braven Offiziers und Grenadieren umgeben, um den Anbruch des Tags zu erwarten, und die Oesterreicher noch einmal anzugreifen, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten; welches man wegen der finstern Nacht noch nicht unterscheiden konnte. Der König sprach viel mit den Leuten, und lobte sie wegen ihres vor-

zöglich tapfern Verhaltens in der Schlacht. Die Grenadiers, welche die Leutfeligkeit und Herablassung des Königs kannten, drängten sich immer näher an seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach, und dem er noch öfter Geld geschenkt hatte, Namens Kübiak, war so dreist, den König zu fragen: „wo er denn in der Bataille gewesen wäre? Sonst wären sie gewohnt, ihn an ihrer Spitze zu sehen, und von ihm selbst ins größte Feuer geführt zu werden; diesmal hätten sie ihn mit keinem Auge gesehen; es wäre doch nicht gut, daß er sie verliese.“ Der König saate hierauf mit der herablassendsten Güte, daß er sich während der ganzen Schlacht auf dem linken Flügel der Armee befunden, und deswegen nicht bei seinem Regimente habe seyn können. Unterdessen hatte sich der König den blauen Ueberroß aufgeknöpft, weil ihm die Hitze des Wachtfeuers beschwerlich wurde. Die Grenadiers bemerkten, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel, und daß er längst der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, indem die von der Kugel gemachte Oefnung noch an dem Ueberroß und an der Uniform zu sehen war. Voll Enthusiasmus und Bewunderung riefen sie nun aus: „Du bist doch noch der alte Krizze! Du theilst jede Gefahr mit uns! Für dich sterben wir gern! — Es lebe der König! — Ein anderer Grenadier sagte: „Krizze, nun wirst du uns doch auch gute Winterquartiere geben?“, Den Teufel auch — erst müssen wir Dresden wegnehmen —

alsdenn aber will ich für euch sorgen, ihr sollt gewiß zufrieden seyn. Bekanntlich kam das Regiment Garde in Leipzig in die Winterquartiere. Bei eben diesem Feuer dampften die alten Grenadiers aus kurzen Stummeln dem Könige den edelsten Tabak unter die Nase. „So geht doch zurück“, rief einer unter ihnen. Nein, bleibt nur stehen, Kinder, ich rieche das gern. So gefällig war der König, ungeachtet der Tabaksdampf ihm in seinem ganzen Leben äußerst zuwider war.

Die Prinzessin von Stettin ließ einige Stoffe aus Lyon kommen. Ausländische Waaren sind Kontrebande, und müssen Impost bezahlen. Die Stoffe wurden konfisziert. Die Prinzessin erfuhr's, und ließ den Mauthkommissarius zu sich rufen, mit dem Bedeuten, ihr die Zeuge zu bringen, sie sey bereit, die gewöhnliche Auflage zu bezahlen. Der Mann kam; die Prinzessin nahm die Waare, ohne zahlen zu wollen. Der Kommissarius wurde wahrscheinlich unartig, und erhielt von der Prinzessin eine Ohrfeige. Er glaubte sich an seiner Mauthbehre gekränkt, berichtete den Vorfall an den König, bat um hinlängliche Satisfaction, und botte sie zu erhalten. Friedrich schrieb unter seinen Bericht die Worte: „Die Stoffe gehören der Prinzessin; den Impost zahl' ich; die Ohrfeige behält der Empfänger, und ich kann nicht glauben, daß eine Ohrfeige von einer schönen Hand entbehren kann.“

~~Handwritten note:~~
 Auf dem 18 1/2
 nach dem Lubow

13.

Als Friedrich Sans-Souci baute, lag ihm eine Mühle im Wege, die ihm den Platz versperre, den er gern zu seinem Garten gehabt hätte. Er ließ dem Müller bieten, was er nur vor seinen Platz fordern würde. Der Müller schlug den Antrag aus, weil er die Mühle vom Vater und Großvater hätte. Der König ließ ihm nochmals zureden, versprach ihm sogar, eine neue Mühle an einem andern Platz zu bauen, ihm Wasserlauf und alles frei zu geben, und überdies noch die Summe, die er fordern würde, auszahlen zu lassen. Allein der Müller blieb unbeweglich. Der König wurde ärgerlich, ließ ihn rufen: „Keil, warum willst du mir deine Mühle nicht verkaufen, da ich dir doch so große Vortheile anbiete? — Der Müller gab die alte Entschuldigung an. — „Weißt du wohl, sagte der Monarch, daß ich sie dir wegnehmen kann, ohne dir einen Groschen dafür zu geben? — „Ja, antwortete der Müller, wenn die Kammer *) in Berlin nicht wäre! Diese rasche Antwort gefiel dem Könige sowohl, daß sich sein Eifer im Augenblick legte. Der Müller behielt seine Mühle, und der König änderte den Plan seines Gartens.

14.

Ein nach dem 7jährigen Kriege verabschiedeter Obristlieutenant, der brav gedient hatte, fand sich

*) Wo die Progressse der Landesregierung mit den Unterthanen entschieden werden.

täglich in dem Vorzimmer des Königs ein, und flehte um Versorgung. Der Monarch hatte schon mehrmals zu ihm gesagt: „Er muß warten; ich kann noch nicht helfen.“ Diese Abweisung hielt den Obristlieutenant nicht zurück; er belagerte den König so oft er konnte, daß Friedrich am Ende verdrieslich wurde, und befahl, ihn nicht mehr vorzulassen. Während dem kam eine Schmähschrift gegen den König heraus. Friedrich, der sich sonst wenig um dergleichen Dinge bekümmerte, setzte diesmal 50 Friedrichsd'or auf die Entdeckung des Verfassers. — Der Obristlieutenant erschien wieder im Vorzimmer: Man sagte ihm gerade zu das Verbot des Königs. — „Ich muß den König sprechen; ich habe Ihm Sachen von Wichtigkeit zu eröffnen,“ erwiderte der Obristlieutenant. Es wurde dem König gemeldet, und er ließ ihn vor sich. — Ich habe ihm ja schon oft gesagt, daß ich ihm noch nicht helfen kann. „Ich verlange nichts, Ew. Maj.,“ antwortete der gute Mann mit Verlegenheit. Allerhöchstdieselben haben einen Preis von 50 Friedrichsd'or auf den Verfasser der neuerlichen Schmähschrift gesetzt: Ich bin der Verfasser davon. Strafen Sie den Verbrecher; aber lassen Sie meiner unglücklichen Frau das Geld auszahlen, damit sie mit ihren armen Kindern Brod hat. — Der Teufel soll ihm auf den Kopf fahren, versetzte der König, er muß nach Spandau! „Ich unterwerfe mich allem Ew. Maj.; aber die 50 Friedrichsd'or?“ — soll seine Frau in einer Stunde haben. Wart

er, fuhr der Monarch fort, indem er sich an seinem Schreibtisch setzte, geb er dem Kommandanten diesen Brief. Auf der Adresse stand: Nicht eher als nach Tische zu erbrechen. — Friedrich kannte schon den wahren Verfasser; erstaunte und ward gerührt über die edle Kluge dieses Mannes, dessen Verdienste er kannte, den gewis nur die dringende Noth zu diesem erniedrigenden Schritt hatte bringen können. Der Obristleutnant begab sich mit schwerem Herzen an den Ort seiner Bestimmung, ungewis welches Schicksal auf ihn warte. Er bat den Kommandanten das Schreiben zu eröffnen; seine Befürchtungen waren aufs höchste gestiegen; allein der Kommandant mußte ihm seine Bitte abklagen. Als der Nachtsch aufgetragen war, gab er endlich dem dringenden Anhalten seines Gefangnen nach, und erbrach das Schreiben. Wie erstaunt in beide, als sie folgende Worte von der Hand des grossen Monarchen lasen: Ueberbringer dieses ist Kommandant in Spandau. Frau und Kinder, nebst den 50 Friedrichsd'or werden in einigen Stunden nachkommen. Der bisherige Kommandant erhält einen andern, bessern Posten der Art.

Einst war Friedrich in Sans-Souci des Morgens allein sehr frühe in den Garten gegangen: Er fand einen Gärtnerpurschen, welcher sehr fleissig an einem Spalier arbeitete. Der Mensch war erst kürzlich

kürzlich angenommen worden, und kannte daher den König nicht: Friedrich sagte, du arbeitest ja sehr früh! — Muß man denn nicht, versetzte der Pursche, wenn der alte Brummer aufsteht, und das ist nicht fertig, da sollt es gut werden. „Brav,“ sagte der König, und gieng weiter.

16.

Friedrich liebte einen Leibpagen vorzüglich: da er arm war, und keine Uhr hatte, schenkte ihm der König einige hundert Ehaler zum Ankauf derselben. Der edle Jüngling fühlte die Freude, seiner nothleidenden alten Mutter wohlthun zu können, weit stärker, als das Bedürfnis der Uhr. Er schickte ihr seinen ganzen erst erhaltenen Reichthum, jedoch mit der Bitte, ihm auf den Fall, wenn der König nach der Uhr fragen sollte, soviel wieder zu geben, als zum Ankauf erfordert würde. Nach einiger Zeit ereignete sich dieser Fall. Er bat daher seine Mutter ihm das Vorbehaltene zu einer Uhr wieder zu schicken. Statt Geld erhielt er einen die Seele durchbohrenden Brief, der ihm die ganze traurige Lage seiner Mutter schilderte, voll Vorstellungen der Unmöglichkeit, die Summe jetzt zusammen zu bringen. — Er erhielt den Brief in dem Augenblick, als er zum König gehen sollte; um ihn auszukleiden, und steckte ihn deswegen unerbroschen in die Tasche. Als der König zu Bette gegangen war, erbrach er den Brief, und laß ihn weinend im Vorzimmer, wo

J. B. 1788

M

jede Nacht ein Leibpage bleiben mußte. Friedrich sah es durch die nicht ganz zugemachte Thür und wartete bis er den Pagen schnarchen hörte. Nun stand er auf, nahm seinem Liebbling den Brief aus der Tasche, und ward nicht wenig bei dessen Durchlesung gerührt. Er schwieg, bis es Tag war, dann rief er ihn: Sieh nach, auf der Uhr, die da unter dem Spiegel hängt, welche Zeit es ist? Der Page sah, und nemte die Stunde. — Das ist nicht möglich, antwortete der König, bring mir die Uhr her! Der König sah selbst darauf, und versetzte in einem angenommenen ärgerlichen Tone; die Uhr geht ja schon wieder unrichtig! Sie hat mich schon lange geärgert; ich mag sie nicht mehr. Ich schenke sie dir. — Der arme Junge stand wie angewurzelt! — Der König stand auf, schrieb einige Zeilen, und rufte den Pagen wieder: „Schreibst du nicht bald an deine Mutter? ich möchte von ihr einige Nachrichten von eurer Familie haben?“ Der Page erwiederte, er wolle sogleich schreiben. — „Gut, so schliesse dieses Billet bei.“ — Es enthielt die Anweisung einer Pension von 500 Thlr. —

17.

Friedrich hatte große Generale, aber einer seiner größten war der unsterbliche Winterfeld. Sein sanfter Charakter, seine edlen, menschenfreundlichen Gesinnungen würden ihn schon an sich selbst auf eine

höhere Stufe der Leiter der vollkommnern Wesen ge-
 setzt haben, wenn er auch nicht ein Feldherr von der
 ersten Classe gewesen wäre. Sein König detaschirte
 diesen liebenswürdigen Mann zu einer Expedition,
 und versprach ihm eine Armee von 40000 Mann.
 Der vortrefliche Winterfeld musterte sie, und fand
 zu seinem größten Erstaunen kaum 12000. Er gieng
 zum König und meldete das. Für mich, antwor-
 tete Friedrich ist sie noch weit stärker, denn
 er commandirt sie! — Wie sehr der König diesen
 trefflichen Mann liebte beweist folgende Thatsache.
 Er ließ ihn mit erstgenannter Armee zurück, und
 als er schon von ihm Abschied genommen hatte,
 und im Beariff war aufs Pferd zu steigen, lehrte
 er sich noch um, umarmte seinen Winterfeld und
 sagte: ich hätte bald vergessen ihm Instruction
 zu geben. Ich habe nur eine für ihn: erhalte
 dich mir! diese verbindliche, besorgliche Bitte
 des großen Monarchen, schien eine Ahndung seines
 nahen Verlustes zu seyn, war fruchtlos und vielleicht
 gar eine geheime Triebfeder — oder wie ichs nen-
 nen soll. Kurz — Friedrich sah seinen Win-
 terfeld, seinen Liebling nicht wieder. Das Winter-
 feldische Regiment hatte einen Berg besetzt, der in
 der Stellung des Corps von grosser Wichtigkeit war.
 Es wurde durch 6 feindliche Bataillons angegriffen,
 und wandte. Kaum kam die Nachricht zum Haupt-
 quartier, als Winterfeld eilte durch seine Gegen-
 wart, durch sein Beispiel den Posten zu behaupten.
 Das Regiment hielt sich unüberwindlich, that Wun-

der, als sein Vater an der Spitze stand. — Da fiel der gute, der edle, der geliebte Feldherr. Einige Soldaten seines Regiments machten eine Bahre von Kurzgewehren und trugen ihn, von Schmerzen betäubt, mitten durch die Feinde selbst, die den sterbenden General ungehindert und mit Ehrfurcht durchtragen ließen; denn sein Name war selbst dem überwundenen Feinde und den feindlichen Provinzen, der Name eines Schutzengels, so wie er der Vater seiner Untergebenen und Vertheidiger seines Vaterlandes war. — Segen seinem Staube, Nachfolge denen, die das seyn könnten, was er war! — Der berühmte Rhode schmiegte sich durch ein sehr schönes Gemälde, welches die Garnisonkirche in Berlin von ihm besitzt, an die Unsterblichkeit Winterfelds. Der Held steht im Brustbilde auf einem Fußgestelle mit Inschriften. Das ganze scheint Sandstein zu seyn. Vor ihm sitzt die Geschichte mit aufgeschlagenem Buche und der Feder in der Hand. Ihr Blick ist sprechend, halb Erstaunen, halb Neugierde. Sie sieht zu ihm hinauf, und scheint ihn um seine Thaten zu befragen. Die Figur ist herrlich, ganz werth das Bild einer Gottheit zu seyn. — Sieht das nicht einem Vorwurf des Künstlers ähnlich, daß die Zeitgenossen Winterfelds für seine Verewigung noch nichts gethan hatten? denn zu der Zeit war die schöne Statue dieses Heerführers, von Carrarischem Marmor, welche der verstorbene König auf dem Wilhelmsplatz in Berlin setzen ließ, noch nicht da.

Der Königl. Weise nahm es gar nicht übel, wenn er bisweilen selbst abgeführt wurde, wenn nur Würze in der Replik war. Er sagte zu dem Abt Bakiani, als er gerade in guter Laune war: wenn sie eines Tages die dreifache Krone aufsetzen, die sie verdienen, wie werden sie mich empfangen, wenn ich nach Rom komme? — Ich werde sagen, erwiederte der Abt, man lasse den schwarzen Adler herein; er decke mich mit seinen Flügeln, aber er verschone mich mit seinem Schnabel.

Der Bischof von Lemeland, der durch die Besitzergreifung des Preussischen Hauses in Pohlen, zwei drittheile seiner Einkünfte verlohren hatte, machte dem Könige in Pozdam im Jahr 1773. seine Aufwartung. Der König frug ihn: Sie können mich wohl nicht lieb haben? Der Prälat antwortete als Geislicher: er kenne nicht nur die Pflichten des Unterthanen gegen seinen Monarchen, sondern auch die der allgemeinen Menschenliebe und des Christenthums. Ich, versetzte der König, bin ihr sehr guter Freund, und mache starke Rechnung auf sie. Sollte mir Petrus demnächst den Eingang ins Paradies versagen, so hoffe ich sie werden mich unter ihrem Mantel an bemerkt hinein tragen. — Das kann nicht gehen, erwiederte der Bischof: Eure Majestät haben ihn

zu sehr beschnitten, als daß man noch Contrebande drunter verbergen könnte. „ — Friedrich lächelte. — War das das Benehmen eines stolzen, grimmtigen Monarchen? — Die Nachwelt wird ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihm oft seine Zeitgenossen versagten.

Im siebenjährigen Kriege kam der König, als er recognosciren ritt, in Sachsen, gegen Mittag in ein Dorf. Nicht weit davon war eine Schanze aufgeworfen, wo ein feindlicher Hauptmann commandierte. Sobald der letztere die Ankunft des Königs gemahr wurde, ließ er das Dorf heftig canoniren. Friedrich hatte sich mit dem Ellbogen an eine Scheune gelehnt, und sah, den Kopf in der Hand, dem Feuerwerk mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit in Gefahren zu. Die um ihn her versammelten Generale und Adjutanten baten den Monarchen sich zu entfernen, weil der Plaz hier zu gefährlich sey. — Die Kugel, versetzt der Könia, die mich treffen soll, kömmt von oben. Keine Minute nachher fuhr eine Kugel, kaum drei Schritte von ihm in einen Pfosten der Scheune, und gleich drauf noch eine. — Das ist zu grob, sagte Friedrich, und commandierte einen Offizier mit Freiwilligen, das Nest auszuheben. Der Offizier fürmte die Schanze, und nahm den feindlichen Hauptmann mit seinem Commando gefangen. — Freiwillige neh-

men sich im Kriege auch mehr Freiheiten heraus. Nachdem sie dem gefangenen Hauptmann ihre Börse, und was er sonst von Werth bei sich führte, abgenommen hatten, schnitten sie ihm noch die Dresse vom Hut. Er hielt sich dadurch beleidigt und begehrte zum König geführt zu werden. Sein Diener, mein lieber Hauptmann, wie gehts? sagte Friedrich. — Der Hauptmann klagte über die vermeintliche Mißhandlung. Weiß er denn nicht, sagte der königliche Feldherr, den Kriegsgebrauch? Zier gehts nicht, wie bei einer Procession, zu. Er hat Ursache Gott zu danken, daß er sein Leben davon trug; denn meine Leute waren Freiwillige; — und Leben ist doch besser als eine Dresse. — Die ärgste Gefahr konnte Friedrichs Muth und seine herrliche Lanne nicht schwächen.

21.

Als der König auf Neujahr frische Kirschen bekommen hatte, gab er einige davon einem Vaschen um sie der Königin zu überbringen. Der Page mochte auch wissen wollen, wie Kirschen auf Neujahr schmecken, er kostete eine, noch eine, bis zuletzt die Zahl so gering wurde, daß er sich nicht mehr getraute, sie an die Behörde zu überbringen, und als sie vollends auf. Nach einiger Zeit frug der Monarch die Königin, wie die Kirschen geschmeckt hätten? Diese wußte von nichts, und der König errieth sogleich den Vorgang. Er gab dem Vagen ein versio-

geltes Billet an den Capitain von der Hauptwache, dessen Inhalt so lautete: Ueberbringer dieses soll fünf und zwanzig Fuchteln haben. Der Page traute der Sache nicht, und hat einen Bedienten ihm zur Gefälligkeit das Billet zu besorgen. Der dienstfertige Mann bringt das Zettelchen dem Offizier der ihm sogleich sein Urtheil publicirte, und, ob schon der Bediente betheuerte, daß nicht er, sondern der Page von L** der Ueberbringer habe seyn sollen, so half doch alles nichts, der Befehl des Königs mußte befolgt seyn, und er erhielt richtig die fünf und zwanzig Fuchteln. Der König, der hiervon nichts wußte, frug den Pagen des andern Tages: wie haben die Kirschen geschmeckt? Der Page gestund seinen Fehler. — Aber wie bekamen sie gestern auf der Wache? — „ein Bedienter, Eure Majestät, hat mir den Gefallen gethan, das Billet auf die Wache zu tragen, um die Fuchteln für mich in Empfang zu nehmen, denn ich dachte, besser ein guter Freund betrogen, als ich.“ Dem König gefiel der Einfall so wohl, daß er den Pagen zum Offizier machte.

